

Buchbesprechungen = notes de lecture

Autor(en): **Bucher, Annemarie / Settelen- Trees, Daniela / Ruoff, Eeva**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Topiaria helvetica : Jahrbuch**

Band (Jahr): - **(2007)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

buchbesprechungen

notes de lecture

Stephanie Hauschild: Die sinnlichen Gärten des Albertus Magnus. Ostfildern: Thorbecke, 2005. 152 Seiten, 43 farbige und schwarz-weiße Abbildungen, gebunden, CHF 43.–.

In der Gartengeschichte des Mittelalters spielt der geheimnisvolle Garten des Albertus Magnus eine zentrale Rolle. Die Kenntnis davon verdanken wir nicht etwa einem Plan, sondern einem lateinischen Text. In seinen «Sieben Büchern über Gewächse» (*De Vegetabilibus Libri VII*) beschreibt der viel gereiste und gelehrte Dominikanermönch Albert verschiedene Pflanzen, ihre Wirkungen und Kulturtechniken sowie einen Garten. Die deutsche Übersetzung dieser relativ konkreten Beschreibung ist nützlicherweise am Schluss des Buchs abgedruckt. Der Garten aus den Schriften von Albertus Magnus gilt als erster Lustgarten, der weder zur Selbstversorgung noch der Medizin, sondern einzig und allein zur Zierde und Erholung dienen sollte. Diese neuartige Funktion und die damit verbundene ästhetische Wirkung verändern nicht nur die Haltung zum Garten – nach einer Legende soll er sogar im tiefsten Winter seine Betrachter erwärmt und verzaubert haben –, unter diesem Gesichtspunkt haben sich auch die verschiedenen Gestaltungselemente gewandelt.

Wie bei dem in der mittelalterlichen Bilderwelt verankerten *Hortus conclusus* handelt es sich um einen abgegrenzten, geschlossenen Gartenraum. Auch wenn nicht explizit Gartenmauern gefordert werden, so schirmen doch Bäume und Sträucher gegen Einflüsse von aussen, gegen Winde und Einblicke ab. Albertus bezeichnet diesen Ort als *Viridarium*, als «Grünraum» (lat. *viridus* = grün), denn sein augenfälliges Merkmal ist eine gepflegte grüne Rasenfläche. Die Herstellung mittels Rasenziegeln und heissem Wasser zur Verhinderung von Unkrautwuchs ist detailliert festgehalten. Neben der Rasenfläche sind die wichtigsten Gestaltungsmittel eine Rasenbank, eine Quelle,

duftende Kräuter und bunte Blumen, Bäume und Sträucher für Schatten und Schutz. Wie diese Gestaltungselemente im Einzelnen wirken und gebaut werden können, ist zwar detailliert beschrieben, doch den Garten aufgrund dessen räumlich zu rekonstruieren, bietet Schwierigkeiten. Grössenangaben und Formbestimmungen fehlen, was Raum für Spekulationen lässt. Der bekannteste Rekonstruktionsplan stammt aus der Hand von Dieter Hennebo. Er zeigt eine mögliche Raumaufteilung, die auf der einen Seite eine von Bäumen und Sträuchern gesäumte Wiesenfläche und auf der anderen Seite einen Bereich mit Beeten aufweist. Einen weiterführenden Versuch hat Silvia Landsberg unternommen. Sie versucht im Besonderen die von Albertus beschriebenen sinnlichen Qualitäten zu rekonstruieren und geht deshalb verstärkt auf die räumliche Wirkung von Pflanzen ein.

Dieser Garten soll vor allem den Gesichts- und den Geruchssinn ansprechen. Eine zentrale Rolle spielen dabei die Pflanzen. Albertus führt solche auf, die eine besondere sinnliche Wirkung haben – Augen und Nase erfreuen. Auf dieser Pflanzliste finden sich Wein, verschiedene Obstbaumsorten und Gemüsepflanzen, hinzu kommen duftende Gewürzpflanzen und Arzneikräuter wie Petersilie, Koriander und Liebstöckel sowie Zierpflanzen wie *Rosa hortensis*, Madonnenlilie, Pfingstrose, Ringelblume, die schon damals bekannte Narzisse, die Raute und als Zierstrauch der Buchs. Stephanie Hauschild widmet diesen Pflanzen und ihren mittelalterlichen Darstellungs- und Bedeutungsoptionen sowie den spezifischen Anbaumethoden ein grösseres Kapitel. Sie trägt der Geschichtlichkeit der Pflanzenumwelt im Kontext ihrer Kultivierungstechniken und ihrer wissenschaftlichen Betrachtung Rechnung und landet dabei unweigerlich bei der heutigen Verwendung und Bedeutung dieser Gartenpflanzen. Besonders interessant ist ihre Spurensuche im Bereich der Topfpflanzen und Blumenvasen.

Ausgehend von Albertus Magnus' Schriften, die mit weiteren Schrift- und Bildquellen angereichert sind, werden die Leserinnen und Leser sorgfältig und auf eine unterhaltsame Weise in die mittelalterliche Gartenkunst eingeführt. Dies macht neugierig, die «Sieben Bücher über Gewächse» direkt zu konsultieren. Insgesamt ein schön gestaltetes und anregendes Buch, das für Gartenliebhaber und -historiker gleichermaßen nützlich ist.

Annemarie Bucher

Stephanie Hauschild: Das Paradies auf Erden. Die Gärten der Zisterzienser. Ostfildern: Thorbecke, 2007. 112 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, gebunden, CHF 35.40.

Die mittelalterliche Gartenkunst, die sich über mehrere Jahrhunderte erstreckt und unterschiedliche Ausprägungen aufweist, wird im Hinblick auf Typologien und Bedeutungen oft pauschal abgehandelt. Sie gilt als eine vorwiegend mönchische Gartenkultur, die mit Nutz- und Zierfunktionen räumlich-funktional und symbolisch in die Klosterkultur eingebunden ist. Dabei wird kaum zwischen den verschiedenen Mönchsorden und ihren Lebensweisen, Glaubensausprägungen, Natur- und Gartenverständnissen unterschieden. Denn zuerst gilt es glaubhafte Quellen zu finden und zu sichern. Die Vorstellungen des mittelalterlichen Klostersgartens gründen auf ganz unterschiedlichen Dokumenten. An erster Stelle steht der St. Galler Klosterplan, der Nutz- und Ziergärten als Bestandteile einer idealen Klosteranlage vorsieht. Weitere Aufschlüsse geben die Schriften von Walfried Strabo, Albertus Magnus und Hildegard von Bingen, die Landgüterverordnung Karls des Grossen und schliesslich eine grosse Zahl von Bildquellen (mittelalterliche Gemälde, Buchmalerei u.a.m.).

Die Kunsthistorikerin Stephanie Hauschild, die sich in früheren Publikationen zur mittelalterlichen Gartenkunst als Spezialistin erwiesen hat, versucht nun aus diesem

umfassenden Wissensbestand ein spezifisch zisterziensisches Gartenverständnis abzuleiten. Sie stösst dabei auf diverse Probleme: Für das gesamte Mittelalter existieren keine authentischen materiellen Quellen; alle heutigen Klostersgärten sind Rekonstruktionen und damit auch Interpretationen. Zum einen weil der Garten in seinen materiellen Bestandteilen (Pflanzen) sowie in seiner Wahrnehmung prozesshaft und damit in komplexer Weise der Geschichte unterworfen ist. Zum andern weil aus der praxisorientierten zisterziensischen Gartenkultur kaum sekundäre Quellen zu erwarten sind. Deshalb verlässt sich die Autorin zwar auf die bekannten Quellen, bezieht aber auch die Lektüre heutiger Anlagen mit ein. Das Resultat dieser Bemühungen bleibt denn auch dementsprechend vage. Dennoch vermag die Autorin einleuchtend und packend zisterziensische Verdienste und Besonderheiten in der Gartenpraxis und im Verständnis der Natur herauszuschälen. Deren Verbreitung ist auf einer Karte im Anhang sichtbar gemacht.

Die Zisterzienser gingen aus einer Reform des Benediktinerordens hervor. Die Gründung des Ordens erfolgte 1030 durch Robert de Molesme, der der im Kloster Cluny vorgelebten opulenten Lebensweise absagte und gemäss den benediktinischen Klosterregeln das Credo «Ora et Labora» wieder im ursprünglichen Sinn verstanden wissen wollte. Statt dem Studium der Wissenschaften und Künste widmeten sich die Mönche eher der praktischen körperlichen Arbeit, die auch für die Selbstversorgung und wirtschaftliche Unabhängigkeit der Klöster als grundlegend angesehen wurde. Dies veränderte sowohl die Gärten innerhalb der Klostermauern als auch die umliegende Landschaft.

Ein wichtiger Teil dieser zisterziensischen Reform des Mönchslebens war die Bestimmung neuer Standorte für ihre Klöster. Auf der Suche nach Stille und Einsamkeit kultivierten die Zisterzienser, ausgehend von den Mutterklöstern im Burgund, unbewohnte, abgelegene Flusstäler

in ganz Europa und verwandelten sie in fruchtbares Land. Vor dem Hintergrund der Selbstversorgung der Klöster spielte der technische Landbau mit Pflanzenzucht, Fischzucht und Wasserwirtschaft eine zentrale Rolle. Ausgeklügelte Bewässerungssysteme und neue Pflanzenzüchtungen zeichneten Gärten und Landbau aus. Die im benediktinischen Idealplan vermerkten Gartentypen bildeten weiterhin wichtige Freiräume innerhalb der Klosteranlage: Dem Garten im Kreuzgang, dem Friedhof und Obstgarten, dem Küchengarten und dem Kräutergarten wurden zwar vorwiegend Nutzfunktion, aber auch kontemplative und ästhetische Qualitäten zugesprochen. Entsprechend der mittelalterlichen Symbolik bedeuteten diese Gärten das Paradies auf Erden, das als Verweis auf das Jenseits im Glauben bestärken sollte. Von den Klöstern strahlten neue Gartenbautechniken weit ins Umland aus.

Anhand von Text und Bild zeichnet die Autorin das zisterziensische Gartenverständnis und Naturverhältnis nach. Besonders eindrücklich und kaum bekannt ist die Beschreibung des Klosters Clairvaux, die ein unbekannter Mönch in einem Brief aus dem 13. Jahrhundert überliefert hat. Neben den historischen Quellen vermitteln auch alte Rezepte einen Zugang zu den Gärten der Zisterzienser. Insgesamt ein abwechslungsreiches und kurzweiliges Buch.

Annemarie Bucher

Brigitt Siegel, Catherine Waeber, Katharina Medici-Mall (Hg.): Nutzen und Zierde. Fünfzig historische Gärten in der Schweiz. ICOMOS Schweiz, Arbeitsgruppe Gartendenkmalpflege. Zürich: Scheidegger & Spiess AG, 2006. 336 Seiten, 243 farbige und schwarz-weiße Abbildungen, gebunden, CHF 98.–.

Das Gartenjahr 2006 wartete mit einer aussergewöhnlichen Publikation, an der sich namhafte Autorinnen und Autoren beteiligt haben, auf. Die Anfänge dieses Opus reichen bis ins Jahr 1992 zurück: Einige Landschaftsar-

chitekten nahmen damals die Idee, eine Liste historischer Gärten und Anlagen der Schweiz zu erstellen, wieder auf. Innerhalb von ICOMOS Schweiz (International Council on Monuments and Sites) gründeten sie die Arbeitsgruppe Gartendenkmalpflege, um die «ICOMOS-Liste historischer Gärten und Anlagen der Schweiz» zu erstellen. Nach dem Erarbeiten der Methodik begannen 1995 im Kanton Aargau die ersten Aufnahmen als Pilotprojekt. Bis auf acht Kantone waren die Listen 2006 abgeschlossen und konnten den zuständigen Ämtern von Bund und Kantonen zur Verfügung gestellt werden. Von Anbeginn war eine Publikation für die Fachwelt und die interessierte Öffentlichkeit geplant. Entstanden ist ein reich bebildeter Band, in dem Gärten aus der ganzen Schweiz vorgestellt werden. Obwohl zahlreiche Gärten in Italien, Frankreich und England ausgesprochen bekannt sind, gibt es auch in der Schweiz bedeutende historische Gärten und Parks. Da unsere Staatsform jedoch seit alters eine republikanische ist, handelt es sich im Gegensatz zu den Nachbarstaaten bei unseren Gärten um Anlagen mit bürgerlicher Prägung. Demzufolge wird meist das Nützliche mit dem Schönen verbunden. Diese Eigenart hat der Publikation auch den Namen gegeben.

Rege Beziehungen zum Ausland haben während Jahrhunderten unsere Gartengestaltungen befruchtet. Die topografisch spezielle Ausgangslage unseres Landes war für Neuschöpfungen immer bestimmend. Besonders originelle und eigenständige Lösungen finden sich bei jenen Anlagen, wo landschaftliche Besonderheiten wie etwa Berge und Seen unmittelbar in das gestalterische Gesamtkonzept einbezogen wurden. Diese Beziehung zur Landschaft wird in unseren Gärten seit dem 17. Jahrhundert inszeniert. Sogar den damals bekannten Fachmann Christian C.L. Hirschfeld hat diese Tatsache begeistert.

Da die bunte Vielfalt des Gartenerbes im Vordergrund steht, präsentiert sich das Buch mit einer Gliederung nach thematischen Gesichtspunkten. Der zeitliche Rahmen spannt

sich vom 17. bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Beiträge berichten über die Entstehungsgeschichte, die Bauherrn und Gestalter. Ebenso werden stilgeschichtliche Einordnung, Bepflanzungskonzept, Einbettung in die Landschaft und Veränderungen im Laufe der Zeit thematisiert. Es wird aufgezeigt, dass zuerst Architekten oder Baumeister zusammen mit Gärtnern die Anlagen gestalteten. Im 19. Jahrhundert übernahmen dies Gartenkünstler oder Kunstgärtner. Erst 1925 begann sich dieser Berufsstand mit der Gründung des Bundes Schweizerischer Gartengestalter (BSG) zu etablieren. Gleichzeitig öffnete sich dessen traditionelles Tätigkeitsfeld.

Die vorliegende Publikation umfasst zwölf Hauptkapitel, denen jeweils ein allgemeiner Vorspann vorangeht. Im ersten Kapitel, «Die Anfänge – Schöpfungsmythos und Nutzgärten», wird dargelegt, wie die gestalterische Klarheit des antiken Lustgartens im Innenhof des Kreuzgangs weiterlebte und daraus ein himmlischer Garten der Wonne wurde. Die vier Wegachsen des St. Galler Klosterplans symbolisieren die vier Flüsse des Paradieses und an die Stelle des Lebensstroms ist der Baum des Lebens getreten. Diese Ordnung findet sich nicht nur im Kloster Wettingen und im Kloster Leiden Christi im Jakobsbad wieder. Auch die schmucken Zier- und Nutzgärten der Emmentaler Bauernhöfe weisen eine Gestaltung in Kreuzform auf.

Schon der Gartentheoretiker Jean de la Quintinye, Leiter des Potager du Roi unter Ludwig XIV., hält fest, dass ein Nutzgarten auch zur Zierde gereicht, wenn die drei Prinzipien der Nutzbarkeit, Bequemlichkeit und Schönheit vorhanden sind. Hierzulande ist diese Verbindung von Nutzen und Zierde an zahllosen Beispielen auszumachen: Schloss Ortenstein im Domleschg vereint beides auf eindruckliche Weise auf einem Burgfelsen. Dasselbe gilt für den Nutz- und Ziergarten im «Hof» der Zurlauben in Zug, der der Form eines barocken Gartens nachempfunden ist und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angelegt wurde. Christian Hirschfeld nennt noch einen anderen Grund für die schweizerische Verbindung von Schönheit und Nützlichkeit: «Denn Land gehört zu den

Kostbarkeiten des Landes. In den Gärten bleibt nur wenig Raum, den die Göttin des Vergnügens mit ihren Blumen bestreuen und mit ihren Springbrunnen beleben kann.»

Im dritten Kapitel wird eingehend geschildert, wie massgebend im 16. und 17. Jahrhundert der Einfluss der Söldner und Offiziere in fremden Diensten für die Gartenkunst unseres Landes war. Die Herrenhaus-Gärten in Schwyz, die Salis-Gärten in Soglio, der Palazzo Tonatsch in Sils im Domleschg sowie der Garten von Schloss Barbarêche sind grossartige Zeugnisse dafür. Im 19. und 20. Jahrhundert gehen entscheidende Gartenimpulse von Ausländern, die sich in der Schweiz niedergelassen haben, aus. So entwirft Jean-François Blondel im Auftrag des Genfers Ami Lullin den berühmten französischen Garten von Creux-de-Genthod. Berner Patrizier beauftragen den französischen Architekten Joseph Abeille mit der Gestaltung ihrer Campagnen, und Basler Auftraggeber wenden sich an Michael Zeyher, den Gartenbaudirektor im Dienst des badischen Hofes. Der Industrielle Theodor Bühler lässt sein Landhaus in Uzwil von dem englischen Architekten Baillie Scott erbauen. Schliesslich verhelfen die Grossherzogin Anna Feodorowna in Bern mit dem Park der Elfenau und Königin Hortense im Arenenberger Park dem Landschaftsgarten im 19. Jahrhundert zum Durchbruch.

Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit Pflanzensammlungen und dem wissenschaftlichen Studium der Natur. Dem goldenen Zeitalter der botanischen Gärten in Europa entspricht die Epoche des Kolonialismus des 18. und 19. Jahrhunderts. Wer zu dieser Zeit reist, bringt unbekannte Pflanzenarten mit. Um diese zu konservieren und zu mehren, wird ein neuer Architekturtypus, das Gewächshaus aus Eisen und Glas, geschaffen. In der Schweiz entstehen im 19. Jahrhundert zahlreiche botanische Gärten in der Nähe von Universitäten. In solchen Anlagen wird es in Zukunft vor allem darum gehen, Tausende vom Aussterben bedrohte Pflanzen zu erhalten und das Publikum für die Rettung der Pflanzenwelt zu sensibilisieren. Den Grundstein zum 1885 gekauften Inselgarten

von Brissago legt die Baronin Antoinette de Saint Léger mit zwei Palmen. Diese Pflanze ist mittlerweile zur Ikone des touristischen Tessin geworden.

Aus dem Kapitel «Das Verhältnis von Garten und Landschaft – eine ästhetische Frage» sei das in diesem Zusammenhang gelungenste Beispiel der Schweiz, nämlich die 1785 eröffnete Ermitage von Arlesheim, erwähnt. Die eindruckliche Lage im stillen Waldtal und die Einbettung in eine intakte Landschaft begründen die Einzigartigkeit dieser Anlage.

Gärten sind Kunstwerke, deren Ikonografie nicht ohne breite Kenntnisse in Mythologie, Geschichte und Literatur zu entziffern ist. Dies trifft auch für den recht unbekanntem Bally-Park in Schönenwerd zu. Er ist Ausdruck gesellschaftlicher Wertvorstellungen des 19. Jahrhunderts, wo sich industrielle Einrichtungen, idyllische Landschaft und historisch-patriotische Gelehrsamkeit einzigartig zusammenfügen. Hotelgärten wiederum entlehnen ihre Ideale den barocken Residenzen: Es gehört ein herrschaftlicher Park dazu, der das schlossartige und oft märchenhafte Gebäude durch Achsen in der Gegend verankert. Das Grandhotel Giessbach mit seinem Park ist ein beeindruckendes Beispiel hierfür. 1875 gesellt sich zum Wunder der Natur ein Wunder der Technik: Die erste Standseilbahn Europas wird fortan die Hotelgäste von der Schiffsstation in das Kurhaus bringen, wo sie die imposanten Giessbachfälle, eingebettet in einen landschaftlichen Park, bewundern können.

Im Kapitel «Gartenkultur als Familientradition» werden Anlagen wie der Garten von Schloss Bothmar in Malans hervorgehoben, die über Jahrhunderte in derselben Familie verbleiben und hingebungsvoll gepflegt werden. Aus diesem Grund kann daran eine Gartengeschichte ganz eigener Art abgelesen werden. Abschliessend gibt das Opus einen Ausblick ins 20. Jahrhundert, in dem das zentrale Thema des Naturgartens skizziert wird.

Das Buch «Nutzen und Zierde», das auch in einer französischen Ausgabe vorliegt, veranschaulicht auf spannende Weise, wie jeder Garten eine eigenständige Schöpfung ist.

Es zeigt auf, dass er seine Eigenheit durch den Bauherrn und den Gestalter, aufgrund seiner Entstehungszeit, Lage, Exposition und natürlich auch seiner Pflege erlangt. Die darin enthaltenen Gartenporträts fügen sich zu einem bunten Kaleidoskop der schweizerischen Gartenkultur. Sie sollen den Leser auf den Reichtum der Gärten unseres Landes aufmerksam machen und ihn gleichzeitig ermuntern, diese oder jene zugängliche Anlage zu besuchen (Hinweise zur öffentlichen Zugänglichkeit der Gärten findet man am Ende jedes Kapitels). Dieses schön aufgemachte und informative Buch ist eine Bereicherung für jeden Gartenliebhaber und sollte in seiner Bibliothek nicht fehlen!

Daniela Settelen-Trees

Géza Hajós (Hg.): Der malerische Landschaftspark in Laxenburg bei Wien. Forschungen zu Laxenburg (Park und Franzensburg) I. Mit Beiträgen von Edit Bódi, Annedore Brock, Géza Hajós, Lieselotte Hanzl-Wachter, Elena Holzhausen und Michaela C. Schober. Herausgegeben von Bundesdenkmalamt, Bundesmobilenverwaltung und der Österreichischen Gesellschaft für historische Gärten. Eine Publikation der Österreichischen Gesellschaft für historische Gärten.

Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2006. 365 Seiten, 226 farbige und schwarz-weiße Abbildungen und Pläne, gebunden, CHF 117.–.

Schönbrunn und seine Gartenanlagen sind für alle Gartenliebhaber ein Begriff. Etwa 20 Kilometer südlich von Wien liegt aber ein weiterer kaiserlicher Park, Laxenburg. Der Titel des neuen Buchs darüber weist darauf hin, dass es sich dabei vor allem um eine landschaftliche Anlage und nicht um die Residenz der Habsburger handelt. Es gibt dort zwar das Alte Schloss, das jetzt das Filmarchiv Austria beherbergt, sowie den reizvollen «Blauen Hof» aus dem 18. Jahrhundert, aber die kaiserliche Familie

weilte wohl immer primär wegen des riesigen, vom vielarmigen See durchzogenen Parks in Laxenburg, und es ist noch immer jener Park, der die Wiener heute anzieht.

Seit Kurzem kann man zu einer Monografie greifen, die die Geschichte des Parks und die Phasen seiner Gestaltung eingehend behandelt. Der Band enthält fünf fundierte Artikel der oben erwähnten Autoren, wobei der erste und umfangreichste von Géza Hajós fast die Hälfte der Publikation ausmacht. Er stellt den Park vor und schildert seine Entwicklung, die im 16. Jahrhundert mit der Anlage eines Blumengartens ihren Anfang nahm. Der eigentliche Park von rund 280 Hektaren Fläche wurde aber erst im späten 18. und vor allem während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschaffen. Es ist nicht zu übersehen, dass sich die gartengeschichtliche Forschung bis heute noch viel zu wenig mit den Landschaftsgärten jener Zeit auf dem europäischen Festland beschäftigt hat. Nun liegt aber mit dieser Monografie ein Werk vor, das zu diesem Thema einen grundlegenden Beitrag liefert. Die grosse Zahl von Abbildungen – die ausserordentlich vielen Pläne dürften Fachleute der Gartengeschichte sehr interessieren – führt uns die Entwicklungsgeschichte des Parks mit allen Details anschaulich vor Augen. Dies erleichtert uns auch das richtige Verständnis weiterer Anlagen aus derselben Zeit, denn was in Laxenburg verwirklicht wurde, beruht auf Anregungen aus einem weiten Kreis und hatte dann seinerseits eine grosse Ausstrahlung. Es sei darauf hingewiesen, dass der später so berühmt gewordene deutsche «Kunstgärtner» Joseph Peter Lenné um 1815 in Laxenburg tätig war. Der Band gibt uns nun die Möglichkeit, seinen schönen, obwohl nicht ausgeführten Projektplan mit den anderen Plänen von Laxenburg zu vergleichen; damit eröffnen sich uns neue Einsichten. Als Beispiel, wie umfassend alles behandelt ist, was auf irgendeine Weise den Park berührt, kann das Kapitel über die Fachliteratur genannt werden, in dem diese Literatur nicht einfach nur aufgelistet, sondern auch kommentiert wird.

Der historische Teil enthält einen Abschnitt, der die Schweizer Leser besonders interessieren dürfte. Die Kaiserfamilie plante nämlich zur Erinnerung an ihre Ursprünge, eine Kopie des aargauischen Schlosses Habsburg im Park zu errichten, und liess dazu verschiedenste Unterlagen (Abbildungen und Masse) zusammentragen. Das Gipsmodell des Schlosses Habsburg, das die Besucher von Laxenburg noch im frühen 19. Jahrhundert bewundern konnten, ist allerdings nicht mehr vorhanden, und trotz der vielen Abklärungen kam das Bauprojekt schliesslich doch nicht zustande. Von der künstlichen Felsenlandschaft, auf der die Burg hätte errichtet werden sollen, wurde allein eine Grotte verwirklicht. Die Kenntnis des ganzen Projekts ist aber für alle wichtig, die den Ideen nachspüren, die den Gartengestaltungen zugrunde liegen.

Was nicht näher Eingeweihte auf den ersten Blick stutzig machen könnte, ist, dass Elena Holzhausen in ihrem Beitrag über den grossen Landschaftsgarten Laeken in Brüssel berichtet. Es wird dann aber rasch klar, wie berechtigt es war, ein Kapitel über diesen Park einzuschleiben. Die Habsburger waren um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert als Generalgouverneure in den belgischen Erblanden, und die Autorin kann nachweisen, dass die Anlage von Laeken nach einem Projekt des grossen englischen Gartenkünstlers «Capability» Brown gestaltet war, das zur grundlegenden Inspirationsquelle für Laxenburg wurde. Lieselotte Hanzl-Wachter und Annedore Brock greifen andere Themen auf. Sie behandeln in kompetenter Weise die vielen Gartenstaffagen in Laxenburg. Elemente wie der Holzstoss, die Einsiedelei, das «Carussel», die Gruft und der Rittergau lassen uns hier in der Schweiz an die Eremitage in Arlesheim denken, denn sie deuten auf gleiches Ideengut. Die Einrichtungen an diesen zwei Orten sind aber in sehr unterschiedlicher Art ausgeführt worden. Viele der Staffagen in Laxenburg verfielen später; der einmalige Turnierplatz ist hingegen immer noch vorhanden. Der Beitrag von Edit Bódi widmet sich den Pflanzen, in erster Linie den Bäumen, die in den verschiedenen Ge-

staltungsphasen verwendet wurden. Der Text und die Abbildungen zeigen, dass der heutige Zustand des Parks einiges zu wünschen übrig lässt. Es gibt viele Teilbereiche, wo Wildwuchs der Bäume allzu lange toleriert wurde. Die abwechslungsreiche Szenerie hat dadurch viel verloren, Aus- und Durchblicke sind teilweise oder ganz zugewachsen. Die Verwilderung der Anlage führte, durch ein zahlreiches Publikum strapaziert, auch keineswegs zu einem von manchen Leuten geschätzten, aber der gartenkünstlerischen Wirkung abträglichen «natürlicheren» Zustand. Es ist deshalb sehr zu hoffen, dass es nicht mehr Jahre dauern wird, bis man mit Verbesserungen beginnt, die dem ganzen Park seinen alten Glanz zurückgeben. Nun darf aber dieser Wunsch keinesfalls in dem Sinn verstanden werden, dass der Park heute nicht besuchenswert sei. Nicht nur wer Erholung sucht, sondern auch wer sich für historische Parks interessiert, kommt in der ausgedehnten Anlage auf seine Rechnung. Der Besuch sollte aber immer gut geplant werden. Ohne Plan läuft man Gefahr, sich in den weitläufigen waldartigen Partien zu verlieren und dann für die besser erhaltenen, auch recht grossen Bereiche nicht mehr genügend Zeit zur Verfügung zu haben. Auch wenn man zur Abkürzung von Wegen eine Fähre oder eines der zur Verfügung stehenden Ruderboote benützt und für lange Strecken den Panoramazug besteigt, nimmt eine nur einigermaßen gründliche Besichtigung des Parks mehrere Stunden in Anspruch.

Ganz besonders möchte ich noch auf den Anhang «Quellen zur Geschichte des Laxenburger Parks 1750–1914» hinweisen. Michaela C. Schober hat dafür umfangreiches Material zusammengetragen. Dies ist sehr verdienstvoll, denn im Allgemeinen wird der Grundlagenforschung in der Gartengeschichte immer noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Manche anderen Herausgeber von Gartenmonografien könnten sich hier ein Beispiel nehmen und nicht, wie so oft, auf die Veröffentlichung eines solchen «trockeneren» Teils verzichten. Obwohl auf Laxenburg konzentriert, finden sich in den nun veröffent-

lichten Quellen viele Hinweise auf die Überlegungen, die bei der Gestaltung und Pflege der Parkanlagen im 19. Jahrhundert ganz allgemein eine Rolle spielten, und auf die Arbeitsweisen, die damals üblich waren.

Der Band über den Park von Laxenburg ist eine Veröffentlichung, wie man sie sich wünscht: Er ist sorgfältig ausgearbeitet und schön, aber nicht unnötig luxuriös ausgestattet. Über die Franzensburg, den grössten Parkbau, sollen noch zwei weitere Bände der Serie «Forschungen zu Laxenburg» erscheinen. Die Franzensburg ist deshalb so bemerkenswert, weil in ihr aus ganz Österreich herbeigeschaffte Originalteile von historischen Gebäuden verbaut worden sind. Obwohl kein gartengeschichtliches Werk, werden die zwei zu erwartenden Bände über diesen Bau doch auch die Hintergründe der vielschichtigen Geschichte des faszinierenden Landschaftsgartens beleuchten.

Eva Ruoff

Eeva und Ulrich Ruoff: Zeit für Gärten. Ein Plädoyer für mehr Gartenkultur. Frauenfeld: Huber, 2007. 156 Seiten, 130 farbige Abbildungen, 30 z.T. farbige Reproduktionen von Stichen, Zeichnungen und Plänen, broschiert, CHF 39.80.

Das vom Zürcher Heimatschutz herausgegebene Buch wurde vom Ehepaar Ruoff, das an dieser Stelle ja nicht vorgestellt zu werden braucht, im Gartenjahr 2006 verfasst und stellt im Anschluss an dieses nicht einen Gartenführer im herkömmlichen Sinn dar, sondern lädt auf vier Kapitelspaziergängen die Gartenliebhaber und -interessierten ein, sich mit ihnen an bestimmten Orten kritisch mit geschärftem Blick umzusehen, um Gelungenes zu geniessen, aber auch weniger Gelungenes zu begutachten. *Zeit für Gärten* (Haus-, Vor- und Bauerngarten, Gartendetails), *Im Schatten der Bäume* (die Verwendung des

Baums als gestaltendes, wohltuendes Element), *Untersuchen und Schützen* (Inventarisierung und Geschichte, Restaurierung und Unterhalt, alte Pflanzen), *Begegnungen* (ausgewählte Zürcher Gartenanlagen) – so heissen die Parcours, auf denen man zwar viel Bekanntem begegnet, es aber unter einem völlig neuen Blickwinkel anders vermittelt erhält.

Das traurige Bild eines zum Parkplatz verunstalteten Vorgartens kennen wir alle. Dass der Vorgarten aber auch anders verschandelt werden kann, will oft nicht wahrgenommen werden. Die Fotos, mit denen die triste Wirklichkeit eingefangen wird, sprechen eine deutliche Sprache, vor allem wenn sie in Abfolge hintereinander betrachtet werden. Nicht nur Verschandelung, auch Verminderung durch pflegeleichte Umgestaltung respektive Unwissen ruft einen traurigen Eindruck hervor. Profunde Sachkenntnisse wie auch ein feines Gespür für die historische Entwicklung weisen die beiden Autoren als Kenner der so breit gefächerten Materie aus. Der Bauernhausgarten hinterlässt einen etwas schalen Eindruck – auch er wird oft missverstanden und vereinfachend langweilig angelegt. Leider bleibt Hermann Christs Publikation *Baselbieter Bauerngarten* von 1916 unerwähnt, ein Füllhorn an diesbezüglichem Wissen!

Der privaten Glückseligkeit entsprechen im öffentlichen Stadtgefüge die Bäume: Alleen, Promenaden, Hotelgärten und Restaurantlauben. Das Bewusstsein für Bäume ist hoch bei der Bevölkerung, sie werden geachtet und geschützt, doch auch ihre Umgebung wird oft lieblos behandelt. Hotel- sowie Restaurantbetreibern seien diese Passagen aufs Wärmste empfohlen, zeigen sie doch schön, wie besser und wie eher nicht mit der grünen Umgebung umgegangen wird respektive werden sollte! Linden, Kastanien, Platanen spendeten Schatten und Wohlbehagen einst, was Prousts vorangestelltes Zitat schön belegt, wie auch heute immer noch, obschon der cleane Trend zur Pflegeleichtigkeit auch hier atmosphäremindernd Einzug gehalten hat: hipbes Mobiliar, Entkiesung und übergestaltete Umgebung. Ob das in Basel geplante Einheits-

möbel für den städtischen Aussenraum eine echte Alternative darstellt, darf an dieser Stelle bezweifelt werden.

Inventare und die damit verbundenen Fragestellungen sind im dritten Kapitel angeschnitten. Nutzbarkeit und Interesse (privates oder öffentliches) am Grünraum können, müssten sich aber eigentlich nicht beeinträchtigen. Das lebendige Gebilde Garten verträgt einiges an Eingriffen, aber eben nicht zu viel. Teilweise angegangene Instandsetzungen sind zwar sehr zu begrüßen, werden aber aus Kostengründen nicht weitergeführt oder falsch instrumentiert, was die bunten sogenannten Schlossmischungen vor Augen führen: beim Publikum zwar beliebt, aber eben historischen Tatsachen entsprechend falsch und irreführend. Was an Neuem kann dann ein Garten vertragen? Bei dieser Fragestellung befürworten die Autoren eine strikte Historizität. Damit ist der Diskussion um authentische Rückführung und/oder Neuinterpretation (der Garten ist etwas Lebendiges und stets sich Veränderndes) eine Fortführung gesichert.

Die zum Schluss begangenen Zürcher Gärten, darunter als Ausflug auch der Fahrer Klostergarten, führen quasi als Fazit die vorgängigen Beobachtungen und Erkenntnisse nun an Paradebeispielen vor. Das Ergebnis ist leider eher ernüchternd ... Gärten werden zwar öfter erhalten und instand gestellt, aber vereinfacht und einem purifizierten Geschmack entsprechend. Die Frage sei hier erlaubt: Was geschah im Zuge der Umgestaltung mittels Landschaftsgärten? War das ein ähnlicher Prozess oder doch etwas ganz anderes? Das sehr ansprechende Buch gibt nicht nur Ansatzpunkte zu erkennen, sondern wirft ebenso viele Fragen auf, und das ist eine hervorragende Voraussetzung für Diskussion und Diskurs. Nicht beschönigend, sondern entlarvend und entflechtend, wie es sich für einen herrlichen Garten eben gehört. Ein unpräzises Gartenbuch nicht zur Repräsentation für den Coffeetable, aber für die gewinnbringende Lektüre auf dem Nachttisch wärmstens zu empfehlen.

Thomas Freivogel

Colette Gremaud: Botanische Gärten der Schweiz. Unter Mitarbeit von François Felber und Soraya El Kadiri-Jan. Bern: Ott, 2007. 172 Seiten, Abbildungen, broschiert, CHF 48.–.

Zehn Jahre nach dem Erscheinen eines Buchs über botanische Gärten der Schweiz stellt nun die Botanikerin Colette Gremaud in diesem neuen handlichen Führer 26 (und nicht wie angekündigt 27) botanische Gärten vor, darunter grosse städtische Anlagen, Alpengärten und Themengärten. Jedes Gartenporträt umfasst einen einleitenden Text, eine Infotafel mit Auskünften zu verschiedenen Belangen (von der Anreise mit privaten oder öffentlichen Verkehrsmitteln und den Öffnungszeiten über Pläne der Anlagen bis hin zu den Besonderheiten jeder Sammlung, speziellen Angeboten und Tipps für den Besuch mit Kindern etc.). Die 26 Gärten haben nichts mit den 26 Kantonen der Schweiz zu tun, aber es sind weniger als in der älteren Publikation des Mondo-Verlags.

In manchen Kapiteln finden sich auch Artikel zu wichtigen Themen im Zusammenhang mit den einzelnen Gärten – über die Gewächshäuser, die Herbare, die Geschichte der botanischen Gärten, den *Index seminum* oder Porträts markanter Arten. Der prächtig illustrierte Führer durch die botanischen Gärten der Schweiz, der auch in die Welt der Botanik einführt, soll aufmerksam machen auf die verschiedenen öffentlichen Gartensammlungen hierzulande. Zur schnellen Information, um sich einen ersten Überblick zu verschaffen – dafür ist der Führer geeignet. Aber er kommt etwas zu bunt, zu gestaltet und letztlich etwas zu unübersichtlich daher. Auch die Literaturliste scheint beliebig zusammengewürfelt zu sein (was sucht ein irischer Gartenführer in dieser Zusammenstellung? – Hingegen sind die Schweizer Gartenbücher aus dem Gartenjahr 2006 nicht aufgeführt); immerhin ist bei jedem Garten speziell noch auf die diesbezüglichen Werke verwiesen, leider aber auch nicht immer lückenlos respektive aktuell (Champex: Es fehlt die Heimatschutzbroschüre).

So bleibt der Gesamteindruck etwas disparat und verwirrend; dies unterstreicht die aus dem Französischen übertragene, oft holperige Übersetzung. Trotzdem: Vielfalt und Reichtum begeistern so sehr, dass man grosszügig über gewisse Mängel oder Unstimmigkeiten hinwegsieht in der Vorfreude eines zu planenden Besuchs oder aber zur Nachinformation über eine der herrlichen Gartenanlagen.

Thomas Freivogel

Hervé Brunon, Monique Mosser: Le jardin contemporain. Renouveau, expériences et enjeux. Paris: Editions Scala, 2006. 127 pages, nombreuses illustrations, photographies en couleur et portraits n/b, plans, fiches biographiques, broché, CHF 29.80.

Ce livre très attrayant et d'un format pratique semble, au premier abord, d'une lecture facile. Il représente en fait une large introduction au jardin français des trente dernières années.

Les «Trente Glorieuses», au lendemain de la Deuxième Guerre mondiale, correspondent à une période de crise du jardin. Cette crise s'explique par l'accroissement démographique des villes résultant de l'expansion économique et par le manque de sensibilité face aux espaces verts, bien qu'il existe, depuis 1946, une formation professionnelle des paysagistes, «paysage et art des jardins», à l'école d'horticulture de Versailles (créée en 1874).

La croissance des loisirs et l'émergence des préoccupations écologiques et paysagères dans les années 1970 poussent à reconsidérer les espaces verts. Les institutions publiques et quelques mécènes réhabilitent ainsi des sites historiques, reconvertissent des friches industrielles et requalifient les espaces urbains. La municipalité de Paris a commandé, au cours des vingt dernières années du XXe siècle, la construction de 150 parcs, jardins et squares, à

toutes les échelles, depuis de vastes portions de territoire jusqu'à de minuscules parcelles. Cette forte demande donne aux paysagistes l'occasion de s'affirmer, en reconsidérant le rôle social et écologique de leur profession. Parallèlement, grâce à la multiplication des expositions de plantes rares depuis Courson (1984) et Saint-Jean-de-Beauregard (1985), les recherches botaniques ont évolué, mettant à disposition de nouvelles techniques.

Devant la multiplicité des créateurs, la diversité des réalisations et le large éventail des compétences, toute tentative de tracer une évolution et, par conséquent, d'établir des catégories s'avère simplificatrice, comme l'expliquent les auteurs. Ils ont alors opté pour la stratégie du parcours qui propose en cinq étapes/chapitres, cinq clefs de lecture possible du jardin contemporain. À chaque étape, le lecteur découvre le ou les jardins les plus représentatifs. Il y trouve également des renseignements sur les différents acteurs, paysagistes, architectes etc. Les auteurs ont privilégié les témoignages directs, en faisant une large place à la parole des créateurs ou des théoriciens. La mention d'une centaine d'autres jardins pouvant être regroupés sous le même thème élargit leur propos.

La première étape, «continuer l'histoire» a pour objet le «vert patrimoine». Elle concerne principalement notre rapport au patrimoine végétal, à sa préservation et à sa gestion aujourd'hui. Cette question avait déjà fait l'objet d'une ample réflexion au sein du Comité international des jardins historiques et paysages culturels (ICOMOS-IFLA), lors de sa création en 1971, et donné naissance à la charte de Florence en 1981. Cette dernière préconisait la nécessité d'une restauration respectueuse de l'évolution des «monuments vivants», capable d'imprimer avec tact une marque de notre temps dans ces lieux de mémoire, tout en tenant en compte de l'évolution des usages.

Le cas de la restauration des *Tuileries* réalisée par Pascal Cribier, Louis Benech et François Roubaud est, à ce titre, exemplaire. Sur une surface de 26 hectares, traversée annuellement par des millions de visiteurs, les paysagistes

ont réussi à conserver la plupart des structures existantes en les repensant «en fonction du travail des jardiniers et du plaisir du public». La présence d'*Arbres des voyelles*, installation permanente du sculpteur Giuseppe Penone commandée en 1999 par le ministère de la culture, illustre la continuité de l'histoire et la coopération entre art et nature. Cette installation, composée d'un grand chêne en bronze couché sur le sol d'où s'élèvent cinq arbres vivants d'espèce différente, symbolise, de manière poétique, l'essence du jardin qui, de sa forme fossile, continue à vivre.

Le deuxième chapitre est consacré à «la réinvention du parc public». Il réunit toutes les formes de parc public – parcs suburbains, parcs urbains et jardins de quartier – dont les différentes échelles s'avèrent souvent complémentaires. Cette typologie qui se présente comme «un champs d'expérimentation pour l'aménagement urbain», nous propose, en imaginant de nouvelles façons d'habiter l'espace public, une autre vision du monde.

C'est sur ces principes qu'a été créé, en 1982, le *Parc départemental de Sausset* (Seine-Saint-Denis, 200 hectares) par Michel Corajoud, l'un des fondateurs du métier de paysagiste en France depuis 1970, et sa femme. Ils ont conçu l'aménagement du parc comme une série de scènes qui évoquent des paysages à caractère différent tel que le «bocager», l'«urbain» et l'«agro-horticole». Ce dernier paysage composé de parcelles cultivées rappelle le passé agricole du site. La succession des divers espaces se marque par la végétation, et non par des éléments architecturaux, affirmant ainsi l'autonomie de la discipline paysagère.

Bernard Tschumi, en revanche, donne au *Parc de la Villette* (commencé en 1983, 55 hectares), une structure plus architecturale. Considéré comme un «morceau de ville», le parc doit rappeler la densité du tissu urbain. Cette densité s'exprime par l'utilisation de «la trame» et l'arrangement conventionnel du matériau végétal. L'aménagement

des autres jardins à thème du parc, confié à d'autres concepteurs, repose principalement sur l'équipement technique.

Situé sur un ancien site industriel et commercial du 15^e arrondissement de la ville de Paris, le *Parc André Citroën* (14 hectares) est réalisé de 1986 à 1992 par les paysagistes Gilles Clément et Alain Provost, en collaboration avec d'autres architectes, dont notamment Patrick Berger. L'empreinte formelle et unitaire, dans la diversité, résulte du travail des différents groupes participant au projet.

La *Promenade aérienne plantée*, réalisée par Philippe Mathieux et Jacques Vergely, de 1988 à 2000 (9,8 hectares) dans le 12^e arrondissement de Paris, relie la Bastille au bois de Vincennes en suivant le tracé d'une voie ferrée désaffectée. Ce recyclage urbain invite à une nouvelle perception de la ville

La troisième étape analyse le jardin à thème, concept qui remonte à la création de Disneyland en 1955. Elle regroupe les jardins de jeux et divertissement, les jardins d'exposition et les jardins éphémères. Ce dernier type de jardin a connu récemment une nouvelle fortune avec la création, en 1992, du *Festival international des jardins de Chaumont-sur-Loire*. Cette manifestation annuelle, due à l'initiative de Jean-Paul Pigeat, conseiller du ministre de la culture Jack Lang, a attiré depuis sa création plus de 150'000 visiteurs. Devant le succès de la manifestation, pensée surtout pour un «public populaire, qui s'amusera librement des créations impressionnantes et drôles» comme l'explique J.-P. Pigeat à propos de l'édition 2001, les auteurs du présent ouvrage se demandent si l'on peut encore parler de «produits culturels» pour cette «formule de marketing».

Les *Jardins de l'imaginaire*, conçus par Kathryn Gustafson, «étoile montante du paysagisme», qui remporta le concours, proposent sur 6 hectares un «parcours initiatique» à travers treize jardins thématiques inspirés par autant de périodes historiques. Visités par 40'000 per-

sonnes par an, ils ont donné une identité à la ville de Terrasson-Lavilledieu, en Dordogne, qui s'est «autoproclamée ville des jardins».

L'avant-dernier chapitre s'intéresse aux jardins nés de «passions personnelles». Il s'agit de jardins tels que celui de Claude Monet créé, en 1883, à Giverny, comme un «prolongement d'atelier en plein air», ou tels les nombreux jardins historiques, de Pline le Jeune à nos jours, en passant par Pétrarque. Un exemple contemporain de cette catégorie est le *Jardin Plume*, réalisé dès 1998 par Silvie et Patrick Quibel sur une parcelle agricole de 1,5 hectares, à une quinzaine de kilomètres de Rouen. Ce bocage normand sans identité a été transformé par ce couple de pépiniéristes passionnés, en un jardin intensément poétique qui joue sur toute la palette du végétal, en utilisant les graminées, par exemple, en fonction de leurs couleurs et leur silhouette.

À la suite d'un voyage au Japon, où il découvre les jardins Zen, Erik Borja, artiste de formation, décide de s'adonner à l'art des jardins. Devenu «sculpteur du vivant» autodidacte, il se consacre, à partir de 1979, à la construction de son propre jardin de 3 hectares, dans la propriété familiale de Beaumont-Monteux (Drôme), qu'il traite comme un atelier en perpétuelle transformation.

Enfin la dernière étape examine les jardins conçus comme «laboratoires pour un projet humain» qui proposent, en tant qu'«expression la plus spatialement incarnée de l'imaginaire individuel ou collectif», «de nouvelles manières d'habiter le monde selon des attitudes sociales et écologiques responsables». Le prototype en est le jardin de Boulogne-Billancourt réalisé entre 1895 et 1910 par le banquier philanthrope Albert Kahn. Ce jardin, véritable métaphore d'un monde réconcilié, recrée les paysages des Vosges, terre natale du propriétaire, ceux de la France

que ses parents avaient choisi de rejoindre en 1871, ainsi que les paysages du Japon et de l'Angleterre auxquels il se sentait fortement attaché. Parmi les expressions les plus récentes et les plus éclatantes, on peut citer les expérimentations aussi bien scientifiques que sociales de Patrick Blanc qui cherche, avec ses murs de végétaux, à réintroduire la végétation dans les logements collectifs, sous forme de «jardins verticaux».

Les *Jardins de la Fournillière*, réorganisés en parcelles par l'association homonyme à la périphérie de Nantes, entre 1997 et 2000, sur l'emplacement des jardins familiaux de 1980, ainsi que le Jardin du Marais, aménagé dès 1975 par Annick Bertrand et Yves Gillen en Loire-Atlantique, avec «la volonté tenace de concrétiser les idéaux promus par mai 1968 et le choix de vivre librement et indépendamment de la société de consommation, en respectant l'environnement» représentent d'autres exemples intéressants. Mais c'est sans doute *le Jardin planétaire* exposé à La Villette en 1999 par l'ingénieur horticole et paysagiste, théoricien et écrivain Gilles Clément, qui illustre le mieux cette nouvelle attitude. Conçu dans le but d'«exploiter la diversité du vivant sans la détruire», il doit «engager chacun à se comporter envers la Terre avec le même sens des responsabilités que le jardinier à qui l'on confie une parcelle».

Les dernières pages du livre sont consacrées à l'analyse guidée de l'œuvre et de la pensée de Pascal Cribier, qui recommande, dans la construction d'un jardin, une «superposition des temps différents les uns sur les autres». Suivent les fiches biographiques de douze créateurs qui ont en commun d'être né pendant ou après la Deuxième Guerre mondiale et d'être, par conséquent, encore en vie, à l'exception de J.-P. Pigeat, décédé prématurément, et de M. Corajou, «patriarche» de la profession, né en 1937. Un lexique et une bibliographie sélective complètent l'ouvrage. Surpris et fasciné par les potentialités de la discipline, le lecteur a l'impression que le discours passionnant s'interrompt à un moment crucial de l'art des jardins; il vou-

drait poursuivre l'évolution de l'histoire du jardin qui, depuis la sortie du livre, a vu, entre autres, l'achèvement des jardins du quai Branly, à Paris, représentés en construction dans la présente publication, et celui d'Éole (19^e arr., Paris). C'est le problème de toute publication sur des réalisations contemporaines. On souhaite lire la suite dans quelques années!

Margherita Azzi-Visentini

Claudia Moll, Stephan Rotzler: Spezifisch, spécifique, specifico – Landschaftsarchitektur aus der Schweiz. Ausstellung und Kartenwerk mit 40 Projekten von 28 Büros. Zürich: Architekturforum, 2007. Box mit 53 gefalteten Karten, CHF 149.–.

Zeitgenössische Schweizer Landschaftsarchitektur erhielt im letzten Jahr nicht nur ihrer Projekte wegen vermehrte Aufmerksamkeit, sondern sie erlebte auch eine verstärkte Vermittlungstätigkeit. Claudia Moll und Stephan Rotzler haben unter dem Titel «Spezifisch, spécifique, specifico» eine Publikation herausgegeben, die durch eine berufsspezifische Sichtweise und ein ungewöhnliches Format heraussticht. Es handelt sich um ein Kartenwerk in einer Kartonschachtel, das gewissermassen eine Erfolgsrechnung der Schweizer Landschaftsarchitektur darstellt. Diese Karten sind jedoch keine Orientierungshilfen im herkömmlichen Sinn, sondern sie liefern – einem ungewöhnlichen Ordnungssystem folgend – Projektinformationen und Kommentare.

Die Box dokumentiert 40 Projekte, die mit schönen Bildern, Plänen und knappem Text jeweils in einem Faltprospekt vorgestellt werden. 28 Büros aus allen Landesteilen sind mit ein bis zwei Projekten vertreten. Das Spektrum reicht von Privatgärten und Stadtparks bis zu Renaturierungen von Flussufern und Steinbrüchen. Es bietet eine

Mischung aus Bekanntem und Neuem, die auch fachpolitischen Hintergrund vermuten lässt. Darunter gibt es Namen und Projekte, die man vergeblich sucht, dafür wird man an anderer Stelle von neuen Perspektiven überrascht. Gemeinsamer Nenner der ausgewählten Projekte ist das Spezifische respektive Ortsspezifische, dem in grossem Mass eine Nichtübertragbarkeit beziehungsweise Individualität zugesprochen wird. Was dies bedeuten könnte, wird auf der Ebene der visuellen und poetischen Kommentare abgehandelt. Acht Faltblätter liefern ungewöhnliche Koordinaten, nach denen die Projekte gegliedert sind: Berührung, Bewegung, Laub, Rau, Rot, Spur, Stille, Überschwemmung sind die Ordnungskriterien, die in Bild- und Gedichtform erläutert werden. Sie sind das Resultat der Diskussion in der Runde und wurden durch die Schriftstellerin Kaa Linder ausgearbeitet.

Weitere fünf Faltblätter werden verwendet für eine Einführung von Stephan Rotzler, Claudia Moll und Brigitte Nyffenegger, für eine Übersichtskarte sowie für drei Aufsätze von Lehrenden, nämlich Andrea Cejka, Christophe Girot und Michael Jakob, die zur Ausbildungssituation, zum spezifisch Schweizerischen in der Landschaftsarchitektur und zur verstärkten Zuwendung zur Landschaft Stellung nehmen. Kurze Interviews mit Landschaftsarchitektinnen und -architekten ergänzen diese knappen, aber aufschlussreichen Statements. Insgesamt bietet sich die Schachtel nicht zum Kartenlesen an, sondern dazu, den Inhalt als Poster-Collage an die Wand zu heften – so wie sie im Rahmen einer Ausstellung im Architekturforum Zürich vorgestellt worden war.

Diese ungewöhnliche «Kartensammlung» beansprucht einen Hybridstatus zwischen Buch und Ausstellungsobjekt. Damit gelingt es ihr, Landschaftsarchitektur jenseits der realen Projekte auf eine neue Weise sichtbar zu machen. Schade, dass die Überzeugungskraft in den Details nachlässt und die durchaus engagierte Innensicht dadurch etwas gebrochen wird.

Annemarie Bucher